

## Rede anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Armin Mueller-Stahl. Menschenbilder – Luther, Cranach & die Welt“, Schloss Hartenfels Torgau, am 3. Juli 2016

---

*„Da ich so oft schreibe und so viel schreibe und so vielen schreibe, daß ich glaube, ich sei nichts anderes als ein Schreiber, schien es mir gut, auch an Dich zu schreiben (...). Wenn ich auch nichts habe, das ich dir schreiben könnte, schreibe ich doch dies, daß es nichts gibt, was ich schreiben könnte. Ich kann von dem Schreiben nicht kommen.“<sup>1</sup>*

Dies schrieb, meine sehr geehrten Damen und Herren, kein geringerer, als Martin Luther, am 21. Oktober des Jahres 1525 aus Wittenberg an seinen Schüler und damaligen Freund Johann Agricola.

Ich stelle dieses, einem literarischen Perpetuum mobile gleichende Zitat meiner Rede zur Eröffnung der Ausstellung „Armin Mueller-Stahl. Menschenbilder – Luther, Cranach und die Welt“ gerne voran, weil es nicht nur von der enormen „Schreibwut“ Luthers, seinem „Einfach-nicht-lassen-Können“ von derselben zeugt – vom Reformator, der wie kaum ein anderer seiner und vieler Zeiten danach wusste, welche Macht in den Wörtern verborgen war/ist, sollen sich bekanntlich mehr als 2.500 Briefe erhalten haben (!), nicht mitgezählt jenes, was durch die Jahrhunderte verloren ging, und das, was er sonst noch so geschrieben hat oder vielleicht einem seiner Schüler diktierte –, nein, nicht nur wegen Luther selbst, sondern vor allem weil es mir ein wunderbares Sprachbild auch für Armin Mueller-Stahls Freude und Suche nach dem Menschenbild in der bildenden Kunst ist, stelle ich es voran.

Denn wer sich ein Bild von der Welt, und darin vor allem von den Menschen darauf machen, sich auf eine förmliche Weise [sic!] ihrer bewusst werden will wie der Maler Armin Mueller-Stahl, der kommt eben nicht umhin, sich dieses *Bild* fortwährend und immer wieder vor Augen zu führen, es also tagtäglich neu zu versuchen, es hinzuwerfen aufs Geviert des Zeichenpapiers, der Leinwand oder des Lithografie-Steins. – Selbst auf die Gefahr hin, dass das eine oder andere auf diese Weise entstandene Bild dann nichts besagt, dass das darin Beobachtete nicht spricht<sup>2</sup>, uns Betrachter nichts zu berichten hat, uns etwa nicht aufklärt über Charakter, Besonderheiten der Physiognomie oder überhaupt das Äußere einer Person; selbst auf die Gefahr hin, dass am Ende eines arbeitsreichen Tages kein einziges Blatt, keine Leinwand und kein Druckstock stand hält vor der Kritik – der eigenen.

Denn was uns so leichthin entworfen scheint und ohne Mühe vorgestellt, bedarf höchster Konzentration und lange Zeiten des Suchens.

Doch davon später mehr.

Nur so viel: Sich ein Bild vom Menschen machen erfordert eine ebensolche Lust am Tun, am Zeichnen, Malen, mit Linien und Farbe Formulieren, wie Martin Luther es über das Schreiben um des Schreibens willen meinte.

Meine sehr verehrten Damen und Herren.

Längst schon leben wir in einem Zeitalter, in welchem wir Kunstwerke nicht mehr nur händisch oder auf technischen Wegen reproduzieren können. Heute ahmen wir jedes beliebige Bild, jede Form, neuerdings auch jeden Körper auf digitalem Wege nach. Ein Ding, ein Bild müssen dafür nicht einmal mehr dinglich vorhanden sein, um vieltausendfach und in Sekundenschnelle verbreitet, ausgetauscht, zu einem öffentlichen Bild gemacht zu werden, dem man allgemeine Gültigkeit unterstellt.

Das erleichtert viele Momente des Lebens. Meistens jedenfalls. Den Künsten hilft es weniger. Indes der bildenden Kunst zumal gar nicht.

Die, wie ich es gerne nenne, „Verbürgerlichung der Möglichkeiten“ zur Bild-Herstellung durch Digitalkamera und Photoshop führte dazu, dass das ohnehin schon überstrapazierte (und mit Verlaub stets missverstandene weil eigentlich falsch gebrauchte) Edikt, das jeder Mensch ein Künstler sei, keine ästhetische Provokation mehr war, sondern zur, nicht nur die Künste erschreckenden, alle Maßstäbe löschenden Realität wurde!

Für bildende Künstler gilt es heute als eine sehr viel größere Herausforderung, die eigene Sicht der Welt und ihrer Dinge gegenüber den ungezählten Selbstbildnissen, Selfies, Handyfotos etc. zu behaupten. Die Entwicklung eines Personalstils, das ist die unverwechselbare Manier, den Dingen Form und Farbe zu geben, ist das eine – doch vor dem öffentlichen, dem weltweithin bekannten Abbild der Welt zu bestehen vulgo ansehenswert zu bleiben, diese Herausforderung an den bildenden Künstler wiegt wie ich meine unendlich schwerer. Und mancher gar verzweifelt und scheitert.

Nicht so Armin Mueller-Stahl, der Maler.

Mag sein, ihm gelang es, diese Hürde der alltäglichen Bilderfluten zu nehmen, weil er in einer seiner anderen Professionen, der des Schauspielens, es früh gelernt hatte, Rollen – also Ab-Bilder von Menschentypen – mit wenigen Gesten, den Mitteln von Sprache und Mimik und etwas Kostüm, so zu gestalten, dass daraus für uns Außenstehende nachvollziehbare Charaktere werden konnten, also Figuren, die eine Geschichte zu erzählen hatten, ja die vielleicht selbst Geschichte waren. Mag sein, der Maler Armin Mueller-Stahl profitierte vom Schauspieler. Doch es bedarf wohl mehr als nur des Talents, um Gesichte so ausgreifend auf die Gevierte der Malgründe zu setzen, dass sie uns nachgerade gegenwärtig scheinen, so als wären sie nach dem wahren Leben entstanden und nicht ein Ergebnis der Auseinandersetzung und Aneignung.

Selbstverständlich sind die wenigsten Bildnisse von Persönlichkeiten, die uns Mueller-Stahl vorstellt, „echte“ Porträts, hat es Begegnungen gegeben, die zu Studie und Beobachtung dienlich waren, die die Aura spüren ließen, die ein Mensch gleich welcher Macht oder Besonderheit, die jeder Mensch besitzt. Es kann Mueller-Stahl daher, zumal bei historischen Persönlichkeiten, deren Konterfei weithin bekannt sind, nicht um die reine physiognomische Ähnlichkeit und Identität gehen – und auch nicht um die Kopie einer Vorlage. Denn zweifellos folgt Mueller-Stahl etwa in seinem Cranach-Bild einem Selbstbildnis des Künstlers von 1550, das heute in den Uffizien in Florenz zu sehen ist (Oder ist es doch von seinem Sohn, Lucas Cranach dem Jüngeren?); zeigt uns indes einen viel älteren, von mehr als 70 Lebensjahren im Wortsinne „gezeichneten“ Mann, wozu auch die transparenten Verschattungen beitragen, die sich, einem Menetekel gleich und damit anders als im strahlenden Original, über die rechte Gesichtshälfte legen.

Armin Mueller-Stahl erliegt nicht der Versuchung, „*alle Einzelheiten gleichmäßig durchzubilden*“, was, wie der Kunsthistoriker Werner Schade auf Lucas Cranach den Älteren abhebend schrieb, was „*zu einer unübersichtlichen Anhäufung der Formen*“ führen muss<sup>3</sup>.

Großzügigkeit, auch eine erkennbare, mit den Augen verfolgbare Schnelligkeit, die zu mehr Lebendigkeit führt, zeichnen Mueller-Stahls Darstellung aus, ja bestimmen sie. Das Flüchtige der Formen, durch die Führung der Linie als dominantem rhetorischen Mittel hervorgerufen, widerspricht hier nicht dem Ident des Charakters. Es *ist* Cranach, soll Cranach sein – so wie es Luther *ist* oder Goethe, Hölderlin oder Einstein, ein Musiker, ein Clochard oder eine Zufallsbekanntschaft am Strand oder Armin Mueller-Stahl selbst als Thomas Mann.

Doch um solches zu erreichen bedarf es neben größter Lust und Freude am Umgang mit den geringsten Mitteln der Kunst, mit Punkt, Linie und Fläche, der höchsten Konzentration und Ausdauer. Kein Bild gelingt im Nebenbei. Auch einem vielfachbegabten wie Armin Mueller-Stahl nicht.

Meine sehr geehrten Damen und Herren.

Lassen Sie mich zum Schluss noch einmal Martin Luther zitieren. Der schrieb am 27. Februar 1532 aus Torgau seiner „Herzlichen Hausfrauen Katharin Lutherin“: „*Ich kann in dieser Stadt, wiewohl itzt Jahrmarkt ist, nichts finden zu kaufen für die Kinder*“<sup>4</sup>. Nun, ich glaube, Luther fände hier und heute ganz sicher etwas – sein eigen Bildnis zum Beispiel oder das seines Freundes Lucas Cranach, gemalt von Armin Mueller-Stahl, dem Menschenbildner?!

Stefan Skowron, Aachen, im Juni 2016

<sup>1</sup> Zitiert nach: Martin Luther. Briefe an Freunde und an die Familie, Albrecht Beutel (Hrsg.), Verlag C.H. Beck München 1987, S. 26.

<sup>2</sup> Vgl. Werner Schade: „(...) das Beobachtete so sprechend wie möglich in seiner Eigenart darzustellen.“, zitiert nach: Lucas Cranach der Ältere. Zeichnungen, Werner Schade (Hrsg.), Insel-Verlag Leipzig 1972, S. 38.

<sup>3</sup> Ebenda, S. 37.

<sup>4</sup> Wie Anm. 1, S. 64.